

MONIKA MAIFELD

 Tür an Tür
mit der 
 Liebe

ROMAN



KNAUR 

*Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de*

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe
Droemer Knaur zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet.
Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas
und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.
Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine
klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten
zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe Januar 2021

© 2021 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Silvia Kuttny-Walser

Covergestaltung: www.martinabaldauf.de unter Verwendung von
istockphoto- und vectorstate-Motiven

Innenabbildung: Oksana Mashenko / Shutterstock.com

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-22723-7

2 4 5 3 1



Prolog

Natürlich geschah es an einem Tag im Mai, dem Monat der Liebe, dem Monat der Verliebten. An einem Tag, an dem das erste Mal nach zwei Wochen Dauerregen die Sonne vom Himmel strahlte. An einem Tag, an dem die Luft nach Verheißung schmeckte.

Die zwei alten Bäume mit ihren knorrigen dunklen Ästen vor den Fenstern des Klassenzimmers blitzten in sattem Grün, die Vögel jubilierten um die Wette. Lena Jacobi hatte schon auf dem Weg zur Schule auf dem Fahrrad ein nicht zu erklärendes Glücksgefühl verspürt. So saß sie jetzt allein in der Zweierbank, die Wangen gerötet vom beschwingten Radeln.

Es war ein ganz besonderer Tag, sie fühlte es.

Die Mitschüler hatten sie auch noch nicht gemobbt, kein Kaugummi klebte auf dem Stuhl, niemand hatte sie grob angerempelt auf dem Weg ins Klassenzimmer. Es war wirklich ein ungewöhnlicher Tag.

Außerdem – Lena bemerkte es sofort – klang auch das Quietschen der Tür anders als sonst, als Frau Dr. Schreiber das Klassenzimmer betrat. Und Frau Dr. Schreibers Gesichtsausdruck war fremd, forderte besondere Aufmerksamkeit, wies darauf hin, dass etwas Außergewöhnliches bevorstand ...

Frau Dr. Schreiber, mit ihrer dunkelroten, verknautschten Aktentasche unter dem Arm, ohne die man sie nie auf dem Schulgelände antraf; mit dieser dunkelroten Tasche, die sie immer links auf dem Tisch ablegte und auf der sie sich abstützte, wenn sie dozierte, die sie aber noch nie geöffnet hatte; diese

dunkelrote Tasche, über die die Schüler lästerten, dass Frau Dr. Schreiber sie wahrscheinlich schon als Referendarin angeschafft hatte und dass sie inzwischen genauso faltig wie Frau Dr. Schreiber war. Manchmal schmiedeten die Schüler sogar Pläne, wie man diese Tasche heimlich durchsuchen könnte. Frau Dr. Schreiber tippelte also mit ihrer ominösen Tasche in das Klassenzimmer, trat in das lichte Rechteck, das die durch die Türöffnung einfallende Sonne auf das Linoleum zeichnete – und direkt hinter ihr erschien ER.

Die Sonne umgab ihn mit einer leuchtenden Aura und ließ seine blonden Haare golden schimmern.

Das Gemurmel und Gewisper im Raum erstarb abrupt beim Anblick des fremden, schon fast erwachsenen jungen Mannes. Denn das war er mit seinen neunzehn Jahren – verglichen mit ihnen allen, die entweder gerade sechzehn waren oder es, wie Lena, demnächst wurden.

Lena stockte der Atem. Noch nie hatte sie einen so wundervollen jungen Mann gesehen! Diese lockigen, blonden Haare, die in jugendlich langen Strähnen auf die Schultern fielen, diese dunkelblauen Augen, die sich freundlich fragend im Klassenraum umsahen, die sanft gebräunte Haut ...

Ein Prinz. So sah der Märchenprinz aus. *Ihr* Märchenprinz. Der Prinz, von dem sie abends träumte. Der sie aus dem düsteren Bungalow mit der nörgelnden Mutter befreite.

Der Prinz aus ihren Träumen hatte Gestalt angenommen und war in ihren Klassenraum gekommen. Er würde sie auf seinen Schimmel heben und zu sich nach Hause mitnehmen.

(Dass es sich bei dem Schimmel eher um ein Auto, ein Moped oder vielleicht sogar nur um die Straßenbahn handeln würde, war nebensächlich.)

Ab dem nächsten Schuljahr würde man sie siezen. Dieses Jahr duzte Frau Dr. Schreiber ihre Schüler noch.

»Ich stelle euch euren neuen Mitschüler vor, Christian Marberg.«

Abschätzende und verwunderte Blicke. Das sollte ein neuer Mitschüler sein? Hüsteln, Räuspern, Hin- und Hergerutsche.

»Christian ist schon etwas älter als ihr, das seht ihr sicher. Er ist die letzten Jahre in Afrika zur Schule gegangen, das Schulsystem dort ist anders. Deswegen startet er erst mal bei uns auf dieser Stufe. Ich bin sicher, dass ihr ihm helfen werdet, sich in unser Schulsystem und in den Lernstoff einzufinden.«

Unruhe jetzt, fragende Blicke, die sich die Schüler gegenseitig zuwarfen. Noch schwankend zwischen neugieriger Bewunderung und überheblicher Abwehr.

»Christian, neben Lena ist ein Platz frei. Das ist gut, denn Lena ist unsere beste Schülerin.«

In einer der letzten Bänke flüsterte jemand etwas, leises Ge-
kicher war die Folge, Lena konnte nicht verhindern, dass sie rot anlief. Sie schlug die Augen nieder.

»Also setzt du dich am besten mal dahin«, sagte Frau Dr. Schreiber, und die Erleichterung, diese Aufgabe, die so ganz außerhalb der Routine lag, nun bewältigt zu haben, war ihr deutlich anzuhören.

Christian ließ sich auf den Stuhl neben Lena fallen. Dann wandte er ihr sein lächelndes Gesicht zu, hielt ihr die Hand hin und sagte: »Nicht nur die Hübscheste, auch noch die Schlaueste? Was habe ich für ein Glück!«

Von diesem Moment an war Lena ihm verfallen.

Christian schaffte es sehr schnell, die Führungsrolle in der Klasse zu übernehmen. Was er sagte, galt. Und innerhalb zweier Wochen hatte er Lena erobert, ihr Herz sowieso, ihren Körper zwei Wochen später. Von da an hatten die Hänseleien der Mitschüler ein Ende. Jetzt war sie wer, sie war die Freundin von Christian, sie war die Frau des Königs.

Christian lernte schnell, er sog alles auf wie ein Schwamm. Er hatte auch keine Probleme damit, zu ihr nach Hause zu kommen, in diesen dunklen Bungalow, wo die ewig klagende Mutter die Rollläden ständig halb geschlossen hielt.

Acht wundervolle Monate vergingen. Lena lebte auf, sie strahlte förmlich von innen heraus, das glückliche Leuchten ihrer Augen wetteiferte mit dem Glanz ihrer roten Haare, die kleinen Sommersprossen betonten ihre aparten Züge, ihre Schönheit kam ans Licht. Sie wuchs, ihr Körper streckte sich, der Babyspeck verschwand.

Und nach diesen acht Monaten brach Christian ihr das Herz.



Neujahr.

Der erste Tag eines neuen Jahres. Der Tag der guten Vorsätze. Der Tag der Hoffnung auf Veränderung, der Hoffnung auf Verbesserung.

Und so oft bleiben diese Erwartungen eine Illusion, ändert sich nichts im Leben, hält das Schicksal keine Überraschungen bereit.

Aber manches Mal ...

Konstantin Gruber hatte keine Vorsätze für das beginnende Jahr. Mit achtzig Jahren weiß man, dass die meisten Vorsätze nichts ändern. Und Hoffnung? Höchstens die, dass er auch einen zweiundachtzigsten Neujahrstag erleben würde. Das wäre ganz nett, zumindest solange er noch so fit war. Aber das war Sache des Herrgotts. Der würde das schon richtig machen. Er, Konstantin Gruber, war bereit, zu gehen. Grundsätzlich jedenfalls.

Nur natürlich nicht heute.

Heute, am Sonntag, dem 1. Januar, kam seine Untermieterin aus ihrem Weihnachtsurlaub zurück. Wobei man das Ausräumen des Elternhauses nach dem Tod der Mutter wohl kaum als Urlaub bezeichnen konnte.

Konstantin Gruber riss sich vom Anblick des Schwabinger Hinterhofs los, wo in den grauschwarzen Schneematschinseln die bunten, zerfledderten Pappreste der Silvesterraketen und Böller aufweichten, und erhob sich von seiner Küchenbank. Er würde etwas kochen für das Madl.

Eigentlich war sie ja eine junge Frau, inzwischen schon vierunddreißig Jahre alt, aber für ihn war sie seit dem Tag, an dem er sie kennengelernt hatte, »das Madl«.

Seine Gedanken wanderten zurück zu diesem Tag, an dem sich sein Leben so verändert hatte. Der Tag, an dem er kurz entschlossen entschieden hatte, Untermieter aufzunehmen. Ihre drei Kinderzimmer hatten die längst erwachsenen Söhne kurz vorher ausgeräumt. Nur noch das Nötigste stand darin.

Er hatte in der Schlange vor der Supermarktkasse gestanden und über den Streit mit seinen Söhnen sinniert. Ein halbes Jahr nach dem Tod seiner geliebten Maria war das gewesen. Sie müssten mal mit ihm reden, hatten sie gemeint. Um ihm dann zu erklären, dass sie ihn ins Altersheim verfrachten wollten.

Zugegeben: Sie hatten es anders formuliert, nicht so unverblümt. Aber das war der tiefere Sinn ihrer Fragen, mit denen sie auf ihn eingehämmert hatten.

»Du allein auf fast zweihundertfünfzig Quadratmetern?«

»Was willst du mit vier Schlafzimmern?«

»Hast du dir eigentlich überlegt, was das kostet?«

»Und was, wenn es dir mal nicht gut geht? Du vielleicht stürzt? Dann liegst du hilflos ganz allein ...«

Im Streit hatte es geendet. In einem bösen Streit. Er hatte sie rausgeworfen. Alle drei.

Zwei waren später wiedergekommen. Der Dritte ... ach, sei's drum.

Diesem Streit hatte er nachgegrübelt, damals im Supermarkt an der Kasse, und dann war ihm dieses rothaarige Madl aufgefallen, mit diesem ernsten Gesichtsausdruck, der so gar nicht zu den lustigen Sommersprossen passen wollte. Wie sie den leuchtend weißen Zettel ans Schwarze Brett im Supermarkt heftete. Noch mal abnahm, neu befestigte, immer noch nicht zufrieden war, wieder und wieder die rechte Ecke nach oben drückte, damit der Zettel gerade hing. Damals hatte er noch nicht gewusst, dass bei ihr immer alles gerade sein musste.

Neugierig war er nach dem Bezahlen hingegangen und hatte schon von Weitem lesen können: »Möbliertes Zimmer dringendst gesucht!«

So hatte es angefangen.

Sie hatte für die Dauer ihrer Ausbildung an der Meisterschule eine Unterkunft gesucht. Aber nachdem sie die Prüfung als Schneidermeisterin mit Bravour bestanden und sofort eine Stelle in einem großen Münchner Atelier gefunden hatte, war sie immer noch Untermieterin bei ihm geblieben.

»Ich habe hier alles, was ich brauche«, hatte sie gemeint, als er einmal die Befürchtung geäußert hatte, sie würde wohl bald ausziehen.

Aber da hatte sie ja noch ihr Zuhause gehabt, dachte er jetzt. Wo sie jedes, wirklich jedes Wochenende hingefahren war. Ein Heim. Mit einer Mutter darin.

Auch wenn die Mutter ihre Fehler gehabt hatte, war es trotzdem das Zuhause gewesen. Und jetzt war die Mutter tot, das Zuhause verkauft.

Konnte er ihr mit diesem möblierten Zimmer das Zuhause ersetzen?

Sicher nicht.

Konstantin schüttelte nachdenklich den Kopf, als er die Tür des riesigen alten Küchenschanks öffnete.

Sein Blick streifte das Foto seiner Frau, das in einem hellen Holzrahmen auf dem Büfett stand.

»Ich decke heute mit deinem Lieblingsgeschirr«, sagte er zu dem Foto. »Das ist dir doch recht? Ich will das Madl ein bisschen verwöhnen.«

Während er die blau-weißen Teller aus der weltberühmten sächsischen Porzellanmanufaktur auf den Tisch stellte, hörte er im Geist die Stimme seiner verstorbenen Frau, wie sie damals beim Kauf gesagt hatte: »Das macht doch nix, dass die zweite Wahl sind. Wir haben schließlich alle unsere Fehler!« Und dabei hatte sie hell aufgelacht.

Seine liebe Maria, er vermisste sie immer noch. Vor allem ihr Lachen.

Das Madl lachte selten. Dabei hatte sie Humor, viel Humor sogar. Wenn der manchmal aufblitzte, dann zeigte sie ein bezauberndes Lächeln, das ganz typisch für sie war. Sie konnte auch schmunzeln und dabei vergnügt mit den Augen funkeln. Aber meistens war sie ernst. Viel zu ernst für eine junge Frau.

Aber eigentlich war es ja auch kein Wunder. Wenn man als Zehnjährige unvermittelt den Vater verlor und die Mutter sich nie mehr von diesem Schicksalsschlag erholte und sich an das Kind klammerte. Wenn dann das Kind sich um die traumatisierte, lebensuntüchtige Frau kümmern, für sie sorgen, sogar den Haushalt führen musste.

Vor ein paar Monaten war nun die Mutter gestorben. Einfach so im Schlaf. Ein schöner Tod. Ob ihm auch so ein schöner Übergang beschieden sein würde?

Konstantin Gruber öffnete die Balkontür und holte den Stollen herein, den die Nachbarin aus dem zweiten Stock, Frau Franzen, ihm zu Weihnachten gebacken hatte. Kopfschüttelnd stellte er ihn zum Anwärmen auf das Küchenbüfett. Der wurde aber auch jedes Jahr größer!

Sie war sicher müde, wenn sie nachher kam. Das Elternhaus ausräumen, das ist hart. All die Sachen, die man entsorgen muss, mit den Erinnerungen, die daran hängen ... Und was das für eine Arbeit bedeutet, was für eine Schlepperei, dachte der alte Konstantin. Und alles ganz alleine ...

Herr Gruber drehte sich wieder zu dem Foto seiner Frau.

»Immer muss sie alles allein durchstehen!«, erklärte er dem Porträt. »Sie bräucht jemanden, mit dem sie reden kann. Gerade jetzt, wo sie so große Pläne hat. Einen Partner, der sie stützt und der für sie da ist. Einen, der was taugt.«

Das Porzellan klirrte leise, als er eine Tasse heftig auf die Untertasse stellte. »Nicht diesen Lump von Christian!«

Er hob belehrend den Finger: »Schon Konfuzius hat gesagt:

Die Liebe ist das Gewürz des Lebens. Sie kann es versüßen, aber auch versalzen. Und dieser Christian – der versalzt es! Und wie!«

Er ließ seinen Blick einen Moment auf dem Porträt ruhen und grinste.

»Ich weiß schon, was du denkst. Nein, den Spruch hab ich nicht erfunden. Der ist wirklich von Konfuzius.«

Sie ist doch so ein fesches Madl, dachte er, als er die Schublade aufzog und ein frisches Küchenhandtuch herausnahm. *Schlank und groß und trotzdem an den richtigen Stellen rund, wo man's als Mannsbild gern mag.*

Er wischte kurz über die Teller.

Und so ein hübsches Gesicht hat sie: mit den Sommersprossen und den grünen Augen.

Er stellte die Teller auf den Esstisch.

Für so ein sauberes Madl müsste doch ein anständiges Mannsbild aufzutreiben sein?

Konstantin Gruber zog die Besteckschublade auf.

Ob er vielleicht mal für sie Ausschau halten sollte?

Und als er zwei Messer, zwei Gabeln und zwei Dessertlöffel in der Hand hielt, grinste er plötzlich in sich hinein: Jetzt hatte er doch tatsächlich einen Vorsatz fürs neue Jahr ...

Die Flocken fielen ohne Unterlass. Die Schneeschicht machte keinen Unterschied zwischen Alt und Neu, sie verdeckte das leer stehende heruntergekommene Haus auf der anderen Straßenseite genauso wie die neue hässliche Mehrzweckhalle daneben.

»Das Dorf stirbt«, dachte die Frau, die am Fenster des Hotels stand und den Schneeflocken zusah. »Und der Schnee gibt das Leichentuch.«

Ärgerlich schüttelte sie den Kopf. Was waren das nur für depressive Gedanken? Sie war doch sonst nicht so.

Die Frau drehte sich vom Fenster weg. Aber der Anblick des kleinen Hotelzimmers mit den verwohnten Möbeln aus den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts war auch nicht geeignet, ihre Laune zu heben.

Es war ein Fehler, herzukommen. Eine idiotische Idee! Wahrscheinlich fange ich an, alterssenil zu werden.

Vor wenigen Tagen war die Frau siebzig Jahre alt geworden. *Tatsächlich siebzig?*

Der rahmenlose, schon etwas fleckige Spiegel an der Wand warf ihr Bild zurück. Es zeigte eine gepflegte, elegante ältere Dame mit tadellosem Make-up, die welligen, kurz geschnittenen grauen Haare kontrastierten apart mit dem roten Lippenstift und den großen goldenen Ohrringen. Die zarte, kaum faltige Haut wies auf viele Stunden bei einer Kosmetikerin und konsequenten Gebrauch von exklusiven Gesichtscremes hin.

Die Frau fuhr sich nachdenklich mit den Fingerspitzen über die Augenbrauen.

Eigentlich hatte das Alter für sie keine Bedeutung. Sie hatte ihre Arbeit, ihre Freunde, sie lebte aktiv, und die Zahl, die auf der Geburtstagstorte stand, interessierte sie nicht.

Jedenfalls bisher.

Siebzig? Sie fühlte sich nicht so, wie sie früher gedacht hatte, dass man sich mit siebzig fühlen würde.

Kurz war ihr an ihrem Geburtstag die Großmutter in den Sinn gekommen, die sechsunsechzigjährig verstorben war, als sie selbst acht Jahre alt gewesen war.

Eine alte Frau war das für sie damals gewesen. Sie hatte zwar sehr getrauert, es aber als normal empfunden, dass jemand, der *so alt* war, starb.

Sie schüttelte über sich selbst den Kopf, wenn sie daran dachte. Obwohl sie das Gefühl hatte, dass Menschen heutzutage tatsächlich später altern.

Sie waren doch noch jung – die heutigen Siebzigjährigen. Sie leiteten Unternehmen, sie stellten Präsidenten, sie standen doch mitten im Leben!

Aber wurde nicht langsam die Zeit knapp? Hatte sie nicht noch Dinge zu regeln?

Solche Gedanken hatten sie an ihrem Geburtstag heimgesucht. Die Schuld daran gab sie Mr Greenstone. Der ihr bis dahin unbekannte Mr Greenstone hatte vor drei Monaten um ein Gespräch gebeten. Der smarte, etwa vierzigjährige Unternehmer hatte ihr in dieser Unterhaltung ein Kaufangebot für ihr kleines Unternehmen gemacht. Ein gutes, ein sehr gutes Angebot sogar. Welches sie entrüstet abgelehnt hatte.

Aber als sie am Geburtstagsabend im Kreis ihrer Gäste in dem neuesten In-Lokal in New York – direkt neben dem Apartmenthaus, in dem sie lebte – die mit typischer New Yorker Üppigkeit dekorierte Torte vor sich sah, mit dieser fetten Sieben darauf, hatte plötzlich seine Stimme in ihrem Ohr geklungen: »Sie sind ja nun – ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen – nicht mehr die Jüngste. Wie lange schaffen Sie das noch?«

Und irgendwas in ihr hatte angefügt: *Wie viel Zeit hast du eigentlich noch?*

Sie hatte, plötzlich nachdenklich geworden, die Gesichter ihrer Gäste gemustert. Wer saß da? Ihre sieben Angestellten natürlich, alles langjährige Mitarbeiterinnen, die sie überaus schätzte; daneben das Ehepaar aus der Penthouse-Wohnung, die der ihren gegenüberlag – mit den beiden verband sie eine herzliche nachbarschaftliche Freundschaft –, dann die drei Lieferanten, wo die langjährige Geschäftsbeziehung von tiefer Sympathie gekennzeichnet war, und die drei Ehepaare aus der Wohltätigkeitsorganisation, mit denen sie zweimal im Jahr ein Charity-Dinner veranstaltete.

Alles nette Menschen. Menschen, die sie schätzte, Menschen, die sie mochte, Menschen, mit denen sie befreundet war.

Jedoch war hier nur ein Teil ihres Lebens abgebildet, nur einige der Menschen, die sie in ihrem Leben begleitet hatten.

Aber – und das war ihr im Kreis ihrer Geburtstagsgäste bewusst geworden – da gab es noch andere, Menschen aus einem anderen Teil ihres Lebens, einem früheren Abschnitt. Diesen Teil hatte sie seinerzeit, als sie fortgegangen war, vergessen wollen, löschen wollen.

Aber nichts war gelöscht. Gar nichts. Die Erinnerungen hatten im Hintergrund gelauert und nur auf eine Gelegenheit gewartet, aufzutauchen. Die Erinnerungen an Freundinnen aus Kindertagen und der Schulzeit, die Erinnerungen an die Nachbarn, und natürlich Erinnerungen an ...

An diesem Tisch fehlten Menschen. Ganz wichtige Menschen, die sie vielleicht nie mehr wiedersehen würde.

Natürlich hatte es Gründe gegeben, dass sie damals gegangen war, gute Gründe.

Und doch quälte sie seither die Frage: Hätte sie nicht trotz allem bleiben müssen?

Und ganz im Hintergrund, ganz im Schatten, hielt sich eine andere Frage bereit, die verstohlen, aber unaufhaltsam in ihr Bewusstsein kroch und sich dort einnistete:

Hatte sie ein Kind im Stich gelassen?

Und so hatte sie, die erfolgreiche, wohlhabende, attraktive New Yorker Geschäftsfrau, an ihrem Geburtstagstisch in diesem In-Restaurant sitzend, den inneren Zweifeln und Fragen lauschend, in diesem Moment beschlossen, zurückzukehren, nach Hause zu fahren.

Es war ein Fehler gewesen. Hier gab es nichts mehr, was mit ihr verbunden war.

Sie würde noch auf den Friedhof gehen und endgültig Abschied nehmen. Von den Toten – und von ihren Erinnerungen.

Lena kniete vor dem Grab und zog an dem quadratischen Granittopf mit der Buchskugel darin. Seine Kante stand nicht parallel zur Kante der Grabplatte.

Sie meinte, die Stimme ihrer Mutter zu hören: *Wie das schon wieder aussieht! Was habe ich nur für ein Pech mit meiner Tochter! Noch nicht einmal mein Grab kann sie ordentlich schmücken.*

Der Topf war schwer, und sie schaffte es kaum, aber endlich verliefen beide Kanten parallel. Mit einem erleichterten Aufstöhnen erhob sie sich.

Nach fünf Monaten war das Grab ihrer Mutter schon so weit abgesunken gewesen, dass der Steinmetz die Platte kurz vor Weihnachten wieder hatte setzen können. Die frisch eingemeißelten Buchstaben leuchteten hell neben den verblassten, fast schon ausgewaschenen grauen Lettern, die den Namen ihres Vaters bildeten.

Walter Jacobi

24. Januar 1944 – 6. Januar 1993

Margarethe Jacobi

geb. Meier

12. Oktober 1952 – 30. Juli 2016

Vor fünf Monaten war ihre Mutter gestorben. Seit fünf Monaten hatte sie, Lena, nicht nur damit begonnen, sich eine neue berufliche Existenz aufzubauen, sondern sie hatte darüber hinaus noch ungezählte Stunden damit verbracht, das Elternhaus zu räumen. Dieses Haus, das kein Heim, sondern eine Art Wallfahrtsort gewesen war: mit *Devotionalien* darin, nämlich den Erinnerungen an den Vater. Fotos, Kinokarten, sogar seine Anzüge – alles, was irgendwie mit ihrem Vater zu tun gehabt hatte, stapelte sich in Schränken, Kisten, Regalen. Die Mutter hatte sich von nichts getrennt.

»Hol dir einen Entrümpler, der macht das Haus in einem

Tag leer«, hatte ihre Freundin Erika geraten. Einfach alles wegwerfen? Ungesichtet? Ungeprüft?

Lena fürchtete nicht etwa, dass sie irrtümlich etwas Wertvolles entsorgte. Geld interessierte sie nicht so sehr. Viel mehr hätte sie der Gedanke bedrückt, dass vielleicht irgendjemand genau diesen oder jenen Gegenstand gut hätte gebrauchen können, vielleicht sogar dringend benötigte, den ein Entrümpeler achtlos auf eine Müllhalde gekippt hätte. So hatte sie also fünf Monate lang – neben all den aufregenden Herausforderungen, die ihre Pläne mit sich brachten – noch die Dinge im Haus geordnet, sortiert, verkauft, verschenkt und, soweit es nur irgendwie möglich war, einer sinnvollen Verwendung zugeführt.

Christian war natürlich nicht gekommen. Obwohl er es versprochen hatte. Nur eine SMS hatte er vor einigen Tagen geschickt: »Sorry, aber die Tickets sind jetzt um die Weihnachtszeit so unglaublich teuer ...«

Obwohl sie es in der ihr eigenen Rationalität geahnt hatte, schmerzte die Enttäuschung tief. Er wusste noch nichts von ihren Plänen, kannte noch nicht das Abenteuer, in das sie sich stürzen wollte. Sie hatte ihm hier davon erzählen wollen, sich einen intimen Silvesterabend vorgestellt, an dem sie ihm ... Ungezählte Male hatte sie sich seine Begeisterung, seinen enthusiastischen Zuspruch, seine moralische Unterstützung ausgemalt.

»Ich habe auch nicht mit dir gerechnet!«, hatte sie als Antwort getippt. »Das Angebot, mir zu helfen, kam von dir.« Nachdenklich hatte sie auf die abzusendende Textnachricht geschaut. »Es wäre auch ein Wunder gewesen, wenn du einmal ein Versprechen eingehalten hättest«, hatte sie hinzugefügt.

Dreimal hatte sie den Entwurf gelesen. Zufrieden genickt.

Und ihn dann gelöscht und lediglich ein trauriges Emoji als Antwort geschickt.

Sie seufzte. Kam sie denn nie von ihm los? Immer wieder

kriegte er sie herum. Erika, die Freundin seit den Kindertagen, die als Einzige auch die ganze Geschichte mit ihr und Christian kannte, hatte schon damals gesagt: »Das Wort Charme wurde für Christian Marberg erfunden.«

Sie hatte es selbstverständlich auch ohne Christian geschafft, das Haus zu räumen. Behalten hatte sie nichts. Außer natürlich dem Kescher, den sie verschwunden geglaubt und voll ungläubiger Freude in der Garage hinter dem vollgerümpelten Regal entdeckt hatte.

Den hielt sie jetzt fest umklammert mit der rechten Hand, und die Schneeflocken setzten sich in das dünne Netz.

Und die dicken Briefstapel, die ihre Mutter mit roten Schleifen gebündelt hatte, diese Umschläge mit den dunkelroten Lippenstiftabdrücken darauf, diese Zeugnisse einer so ungläublich großen Liebe, die hatte sie auch nicht wegwerfen können. Die lagerten nun in einem großen Koffer, den sie bei der Nachbarin in deren Garage hatte unterstellen dürfen.

Sie war mit der Bahn angereist, demnächst würde sie mit dem Auto kommen und den Koffer holen. Obwohl der Gedanke, die Briefe vielleicht zu lesen, sie unerklärlicherweise irgendwie anekelte.

Gestern hatte sie den Schlüssel für das Haus den neuen Eigentümern übergeben. Sie war frei.

Die Trauer überfiel sie unerwartet. Ihre Mutter war tot. Lena schluckte. *Es tut mir so leid, dass ich dir nicht besser helfen konnte*, dachte sie. Sie verspürte das Bedürfnis, über den Grabstein zu streicheln.

Wie kommst du auf die Idee, ausgerechnet du hättest mir helfen können? Ja, wenn du studiert hättest, Ärztin geworden wärest, so wie ich es mir erträumt habe für dich. Ja, dann bestimmt. Aber du musstest ja unbedingt Schneiderin werden. Schneiderin!

Lena hatte noch genau den abfälligen, fast hasserfüllten Tonfall im Ohr, in dem ihre Mutter das Wort Schneiderin ausgesprochen hatte.

»... und lass bloß dieses Angetatsche. Du weißt, dass ich das nicht leiden kann. Jetzt ist es eh zu spät! Hättest dich mal mehr um mich gekümmert, als ich noch gelebt habe!«

»Ich habe mich doch gekümmert! Ich habe bei dir gewohnt, bis ich siebenundzwanzig war.«

»Aber dann hast du mich verlassen und bist nach München gegangen!«

»Als Frau Schwarzenberger sich zur Ruhe gesetzt hat, gab es hier im Dorf keine Perspektive mehr für mich.«

»Für mich gab es auch keine Perspektive!«

»Du hast auch nicht nach einer gesucht, du wolltest ... «

»Muss ich dich darauf aufmerksam machen, dass ich einen extrem harten Schicksalsschlag zu bewältigen hatte?«

»Papa ist vierundzwanzig Jahre tot! Andere Frauen verlieren auch ihre Männer und ... «

»Aber die hatten auch nicht eine solch einzigartige Liebe wie wir!«

Lena schüttelte den Kopf. Sie konnte es nicht mehr hören. Seit ihrem elften Lebensjahr hatte sie jeden Sonntagvormittag dieses an das Schicksal gerichtete vorwurfsvolle Gestammel ertragen, jeden einzelnen Sonntagvormittag, an dem sie ihre Mutter an das Grab des Vaters hatte begleiten müssen.

Sie überschlug: Vierundzwanzig Jahre, das bedeutete bei ungefähr fünfzig Wochenenden pro Jahr (einige wenige Male war die Mutter krank oder verhindert gewesen), dass sie etwa ein-tausendzweihundert Sonntagmorgen hier am Grab verbracht hatte.

Beendet hatte ihre Mutter die Litanei jedes Mal mit dem Satz: »Aber so ist es im Leben: Es gibt nichts umsonst. Auch das Glück hat seinen Preis! Und je größer die Liebe, desto höher der Preis.« Und dann hatte die Mutter schmerzlich aufgestöhnt.

Plötzlich hörte Lena deutlich dieses Stöhnen. Sie zuckte zusammen. Aber es war nur der Schnee, der, vom Wind getrie-

ben, mit einem lauten Rauschen über einen breiten Ast zu Boden rutschte.

Aber wahrscheinlich hatte die Mutter recht gehabt. Sie erlebte es ja selbst mit ihrer Beziehung zu Christian. Dem wunderbaren, schönen, charmanten, liebevollen, zärtlichen Christian. Der sie so glücklich machen konnte. Und der so wenig taugte. *Je größer die Liebe, desto höher der Preis.*

Sie wischte sich mit der Hand über die Wange. Diese feuchten Spuren auf ihrem Handschuh, die kamen sicher von den dünnen Schneeflocken, die stetig vom Himmel herabrieselten.

Wie oft hatte sie sich gefragt, wie sich das Leben anfühlen würde, wenn sie einmal nicht mehr hier hinmüsste. Wie das Leben für Menschen war, die nicht jedes Wochenende eine verbitterte Mutter besuchen und mit ihr zum Grab des toten Vaters pilgern mussten. Sie würde es bald wissen.

Eintausendzweihundert Mal? »So schnell komm ich nicht wieder«, flüsterte sie in den Flockenwirbel hinein.

»Ja, jetzt bist du ganz größenwahnsinnig geworden! Es wird in einer Katastrophe enden, ich ...«

Lena schüttelte unwillig den Kopf. Sie war sich bewusst, dass es ihre eigenen Zweifel und Ängste waren, die sie hörte. Ja, sie hatte diese Gelegenheit, die sich ihr vor ganz Kurzem erst so überraschend geboten hatte, beim Schopf gepackt. Ja, sie wollte es probieren.

Oder wagte sie zu viel? Hatte sie überhaupt eine Chance?

Und was würde passieren, wenn sie scheiterte?

Lena war, als sei sie ihr ganzes bisheriges Leben in einem Hamsterrad gerannt. Jetzt hatte jemand das verhasste Rad angehalten. Sie konnte hinauspringen. Sie musste es nur wollen.

Lena holte tief Luft. Zögernd wandte sie sich vom Grab ab. Ein neues Leben fing für sie an. Langsam tat sie die ersten Schritte Richtung Ausgang.

Die Gestalt, die auf der Bank neben der kleinen Ausseg-

nungshalle saß, sich jetzt erhob und ihr folgte, bemerkte sie nicht.

Dr. Jonas Wolff zögerte etwas unschlüssig vor der Tür des Gerichtsgebäudes.

»Na dann ...«, sagte er zu seiner Frau, beziehungsweise – um korrekt zu sein – zu der Frau, die an diesem Dienstag, dem 3. Januar, schon seit mehr als zehn Minuten seine Ex-Frau war.

»Na dann ... dann mach's mal gut!«

Irene streckte ihm die Hand entgegen.

»Danke. Du auch.«

Ihr neuer Partner Dr. Ralf Krafter hielt ihm auch die Hand entgegen und hatte wenigstens den Anstand, sich zu entschuldigen.

»Es tut mir wirklich leid, Dr. Wolff«, sagte er, und seine Miene wirkte aufrichtig. Aber wer konnte das bei einem Psychologen schon beurteilen?

Er war Jonas vom ersten Moment an unsympathisch gewesen. Irene hatte sich damals durchgesetzt. *Wir müssen unbedingt in eine Ehe*therapie.

Wobei sie seiner Meinung nach überhaupt keine *Therapie* brauchten. Ihnen ging es doch wunderbar! Sie lebten zufrieden zusammen, sie arbeiteten erfolgreich zusammen, sie waren doch glücklich gewesen.

Aber Irene hatte das anders gesehen. »Du liebst mich nicht. Du weißt überhaupt nicht, was Liebe ist.«

»Hör auf mit diesen romantischen Flausen, wie sie siebzehnjährige Gören haben! Du bist doch auch Tierärztin. Was die Leute meinen, wenn sie von Liebe reden, ist ein Hormoncocktail, dieses Gefühl können wir bei jedem mit der richtigen

Spritze erzeugen, das weißt du genauso gut wie ich. Wir beide sind erwachsen und wissen, was eine glückliche Ehe ausmacht: Wir haben den gleichen Geschmack, wir streiten uns nie ...«

»Ja, dir reicht das! Für dich ist Liebe nichts anderes als Biochemie! Aber das stimmt nicht! Liebe ist doch ... Liebe hat einen Zauber ... ach, du verstehst mich nicht, du liebst mich eben nicht!«

Vielleicht wäre es besser gewesen, zwei getrennte Praxen zu führen? Vierundzwanzig Stunden am Tag zusammen sein, zusammen leben, zusammen arbeiten, noch am sonntäglichen Frühstückstisch über irgendeine komplizierte Operation diskutieren – da war kein Platz für irgendeinen Zauber. Und in seinen Augen brauchte es den auch nicht.

Dass allerdings später – während der *Therapie* – der Psychologe höchstpersönlich diesen ominösen Zauber in Irenes Leben gebracht hatte, das empfand er als ziemlich abgeschmackt.

Die beiden wollten so bald wie möglich heiraten, deswegen hatte Irene auch so einen Druck mit der Scheidung gemacht. Es hatte ihr nicht schnell genug gehen können. Und irgendwie hatte sie es geschafft, schon für den 3. Januar den Scheidungstermin beim Amtsgericht zu bekommen.

Jonas zögerte nur kurz, bevor er die angebotene Hand nahm. »Ich wünsche Ihnen alles Gute«, hörte er sich selbst sagen und spürte zu seiner eigenen Überraschung, dass es stimmte.

So wie er in den vergangenen sechs Monaten öfter das Gefühl gehabt hatte, dass alles, was passierte, *stimmte*. Es war richtig gewesen, Irene seinen Anteil an der Praxis zu überlassen, im Gegenzug hatte sie ihm ihre Haushälfte überschrieben. Überhaupt hatten sie ja mit der finanziellen Seite ihrer Scheidung keinerlei Probleme gehabt, hatten beide das Gefühl, fair gehandelt zu haben und fair behandelt worden zu sein.

Obwohl er es einfach nicht verstand.

Er wusste noch nicht genau, wo er eine neue Praxis eröffnen würde. Er hatte beschlossen, sich zunächst einen Jugendraum

zu erfüllen und ein Jahr lang auf einen Segeltörn zu gehen. Eine Weltumseglung vielleicht, mal sehen – er wollte sich treiben lassen. Er hatte allen Ballast abgeworfen, er war frei, und es fühlte sich wunderbar an.

Das Haus war verkauft (Jonas hatte Irene noch um ihr Einverständnis gebeten, obwohl das Haus zu diesem Zeitpunkt schon ihm alleine gehört hatte), die teuren Designermöbel ebenfalls. Einige Kartons und Kisten lagerten bei seinen Eltern im Keller. Neben den zwei Flohmarktschränken, die er damals noch während seiner Studienzeit in Bonn ergattert und gemeinsam mit Irene schwitzend und ächzend in das Studentenapartment im fünften Stock des aufzuglosen alten Bürgerhauses hinaufgeschleppt hatte. Von denen hatte er sich auch nicht trennen wollen.

Sein sonstiges Hab und Gut passte in zwei Koffer, die warteten im Hotel. Übermorgen ging sein Flug nach Málaga, wo das Segelschiff lag, das er sich kaufen wollte. Er hatte nur noch diesen Scheidungstermin abgewartet.

Auch eine Art, das neue Jahr zu beginnen, dachte er.

»Jonas«, sagte seine Frau unvermittelt.

»Ja?«

Sie suchte seinen Blick. »Jonas, du solltest ...«

»Was?«

»Ach, nichts.«

»Nun sag schon, schließlich sind wir ja geschieden.«

»Ich will dir keine Lebensratschläge geben.«

»Ich weiß, dass du das nicht tust. Also, was wolltest du sagen?«

Seine Ex-Frau strich ihm kurz zärtlich über die Wange. »Du bist ein guter Mensch, Jonas.«

Jonas runzelte unwillig die Stirn.

»Ich weiß, dass du das nicht hören willst.« Sie lächelte ihn liebevoll an. »Und du bist ein toller Tierarzt. Ich kenne keinen Kollegen, der sich derart in die Tiere einfühlen kann wie du. Deswegen haben die ja auch alle gleich so ein Vertrauen zu

dir!« Sie holte noch einmal tief Luft. »Aber du solltest darüber nicht die Menschen vergessen.«

Jonas zuckte mit den Schultern. Er wusste, worauf sie anspielte.

Auch das war ein Diskussionsthema zwischen ihnen gewesen: Jonas sah sich als Anwalt der Tiere. So geduldig und sanft er normalerweise war, so ruppig konnte er werden, wenn er den Eindruck hatte, dass jemand ein Tier nicht verantwortungsvoll behandelte. Und in dieser Beziehung legte er hohe Maßstäbe an. Zu hohe, hatte Irene manchmal gemeint. Und so war Jonas des Öfteren über das Ziel hinausgeschossen. Nur der Charme und die Herzlichkeit seiner Frau hatten ihn vor der einen oder anderen Anzeige wegen Beleidigung bewahrt.

Plötzlich steckte ein Kloß in seinem Hals. Er schluckte.

»Also dann, alles Gute für euch beide«, wiederholte er, nickte der Frau, mit der er fast zehn Jahre lang verheiratet gewesen war, noch einmal zu und wandte sich ab.

Die ersten zehn Schritte ging er fast zögernd, und er musste mit Gewalt den Impuls unterdrücken, sich umzudrehen. Er ertappte sich dabei, dass er nach hinten lauschte, dass er das Klappen der einen Autotür, das Klappen der anderen Tür, danach das Anspringen des Motors, dass er das alles ganz genau registrierte.

Aber beim elften Schritt schaute er schon nicht mehr nur mit den Augen nach vorne. Er würde ein neues Leben beginnen, heute, gerade in diesem Moment, er würde sich treiben lassen, erst einmal ein Jahr auf einem Boot – wohin auch immer die Winde ihn wehen würden.

Und während er diesen Gedanken nachhing und seine Freude wuchs und wuchs, klingelte plötzlich sein Handy. Denn die Winde hatten schon eine Richtung für ihn vorgesehen.

Lena hörte das leise Klappen der Wohnungstür, als Herr Gruber diese vorsichtig zuzog. Sie musste lächeln. Offenbar wollte er sie nicht wecken.

Dabei lag sie an diesem frühen Mittwochmorgen schon seit drei Stunden wach. Angespannte Vorfreude und quälende Zweifel ließen sie nicht schlafen. Hatte sie die richtigen Entscheidungen getroffen? Würde sie es schaffen?

Lena hatte vor drei Monaten, nur wenige Tage, nachdem ein Käufer für ihr Elternhaus gefunden war, überraschend das Angebot erhalten, eine gut eingeführte Maßschneiderei zu übernehmen, deren Eigentümerin in Rente ging. Hier in Schwabing, weniger als zehn Minuten Fußweg von dieser Wohnung entfernt. Die Erfüllung eines Traums. Selbstständige Schneidermeisterin. Mit einem eigenen Atelier.

Bei der Besichtigung hatte sie sich sofort in die Räume verliebt: Das Eckgeschäft mit je einem großen Schaufenster zu jeder Straßenseite war hell und freundlich und die angrenzende Werkstatt hervorragend ausgestattet, darin drei Arbeitsplätze mit erst kürzlich angeschafften, hochmodernen Profinähmaschinen. Es war ein Atelier, das schon seit über dreißig Jahren bestand, mit einem großen, treuen – und vor allem zahlungskräftigen Kundenstamm.

Natürlich gab es ein paar Haken: Die bisherige Eigentümerin, Frau Dallert, machte zur Bedingung, dass sowohl ihre langjährige angestellte Näherin Ruth Merz als auch die Auszubildende im zweiten Lehrjahr, Sonja Eggert, mit übernommen wurden. Außerdem war Frau Dallert Eigentümerin der Immobilie, und die monatliche Miete, die Lena würde zahlen müssen – ganz zu schweigen von den Gehältern für die beiden Angestellten –, belief sich auf eine ordentliche Summe.

Und dennoch. Ihre finanziellen Mittel würden nicht nur ausreichen, die geforderte Abstandszahlung zu leisten, sondern sie würde auch noch über eine Reserve verfügen, um eine gewisse Durststrecke überwinden zu können.

Die Entscheidung war schnell gefällt, sie wollte dieses Atelier haben.

Aber dann hatte sie drei Nächte nicht geschlafen. Stattdessen gegrübelt, gezweifelt, geschwankt, bedacht.

Sie wollte keine Kostüme schneiden, keine dreiviertellangen Wollröcke, keine sackartigen Blazer. Sie wollte ...

»Brautkleider? Du willst Brautkleider machen? Mein Gott, wie kitschig!«, hatte Erika entsetzt gerufen. »Wie kommst du denn auf die Idee?«

»Das ist ja der Punkt! Genau das!«

Erikas Blick hatte ihr Unverständnis widergespiegelt.

»Kitsch ist es nur, wenn es schlecht gemacht ist!«, hatte Lena angesetzt. »Wenn – zum Beispiel – das Brautkleid nicht zur Trägerin passt, nicht ihrem Stil entspricht, wenn sie also verkleidet aussieht. Oder auch, wenn es in Wirklichkeit unbequem ist, sie sich nicht wohlfühlt darin, eigentlich nur den Augenblick herbeisehnt, wo sie aus dem steifen Ding rauskommt. Dann ist es Kitsch«, erklärte Lena. »Aber wenn es die Schönheit der Braut betont, ihre Einzigartigkeit zeigt, ihren Stil, ihre Persönlichkeit, vielleicht auch die eine oder andere Schwäche dezent kaschiert, dann ist es nicht kitschig.«

»So habe ich das noch nie betrachtet. So hört es sich schon irgendwie herausfordernd an.«

»Genau! Und verantwortungsvoll. Denn – und das ist das Spannende – du hast nur diesen einen Versuch.«

Erika hatte sie mit großen Augen angestaunt.

»Verstehst du nicht? Wenn du ein Kostüm schneiderst, und es wird irgendwie nicht so, wie es sich die Kundin vorgestellt hat, es sitzt nicht so richtig, oder es kaschiert irgendwelche Stellen nicht gut oder was auch immer ... na ja, dann kannst du nacharbeiten, ändern. Und im schlimmsten Fall hängt das Stück eine Zeit lang ungetragen in einem Kleiderschrank herum, wird irgendwann entsorgt, und du verlierst vielleicht eine Kundin. Aber ein Brautkleid? Ein Brautkleid wird dieses eine

Mal getragen, nur dieses eine Mal! Du hast nur diesen einen Versuch, und der muss funktionieren. Das reizt mich. Das finde ich wirklich herausfordernd!«

Erika hatte genickt. »So habe ich das noch nie gesehen. Ich nehme das mit dem Kitsch zurück.«

Dann hatte sie die Stirn nachdenklich gekraust. »Aber diese Kundinnen, die schon da sind, für die du ja sozusagen bezahlt hast, die ja einen Teil des Wertes des Ateliers ausmachen ... die wirfst du quasi weg. Das Geld ist ... verpufft, pulverisiert, in den Wind geschossen ...«

Lena hatte leicht seufzend genickt. »Ja, irgendwie schon. Aber vielleicht haben sie Töchter und Enkelinnen, die bald heiraten ... Ich schaffe mir auch noch ein zweites Standbein, ich schneidere außerdem Trachten und ändere diese. Also, wenn das mit den Brautmoden nicht geht, dann ...«

»Trachten? Da ist aber die Konkurrenz groß. Hoffentlich hast du dir das gut überlegt!«

Ja, dachte Lena, während sie sich jetzt im Bett aufsetzte und die Nachttischlampe anknipste. *Hoffentlich habe ich mir das gut überlegt.*

Wieder überfielen Lena die Selbstzweifel. Was hatte sie da bloß für eine hochtrabende Rede gehalten! Konnte sie das alles leisten? Würde sie den Ansprüchen der Kundinnen gerecht werden? Und ihren eigenen? Oder war sie nicht vielmehr eine Hochstaplerin, spielte sie in einem Theaterstück die Rolle der intelligenten, kompetenten Schneidermeisterin, und gleich würde das Publikum sie ausbuhen?

Die Energiesparlampe wurde heller und füllte den Raum mit Licht, und Lenas Blick wanderte umher. Sie liebte diesen Raum mit seiner hohen Decke, dem alten Eichenparkett und der prachtvollen Stuckrosette an der Decke. Noch war es dunkel draußen, aber am späteren Vormittag würde warmes Südlcht durch die Sprossenfenster der Balkontür hereinleuchten.

Und sie liebte diese Leere, diese spartanische, in der Reduk-

tion auf das Nötigste fast an eine Klosterzelle erinnernde Einrichtung, die ganz im Gegensatz zu dem vollgestopften Haus ihrer Mutter stand.

Sie erinnerte sich noch genau: Als sie dieses Zimmer damals besichtigte, hatte sie das erste Mal seit langer Zeit das Gefühl gehabt, wieder Luft zu bekommen, wieder atmen zu können.

Plötzlich musste sie an den Tag denken, an dem sie Herrn Gruber kennengelernt hatte: Wie der alte Mann sie im Supermarkt plötzlich angesprochen hatte: »Ein Zimmer suchst du? So?« Er hatte sie mit Fragen bombardiert, dann gebeten, ob sie ihm helfen könne, seinen Einkaufswagen bis zu seiner Wohnung ganz in der Nähe zu ziehen, und sie wusste heute noch, wie er an der Haustür dann plötzlich meinte: »Konfuzius sagt: Wer fragt, ist vielleicht ein Idiot für eine Minute. Wer nicht fragt, ist ein Idiot für den Rest seines Lebens. Magst du bei mir einziehen?«

Erschrocken und schockiert war sie damals einen Schritt zurückgewichen und hatte nur noch hastig ein halbwegs höfliches »Auf Wiedersehen« gestottert. Wäre nicht gerade Frau Franzen aus der Haustür gekommen, wäre sie sicher geflohen.

Aber so: »Ach, das hab ich jetzt aber völlig falsch angefangen«, hatte Herr Gruber eilig gesagt, und seine Augenbrauen hatten sich nach vorne gewölbt, ein Zeichen dafür, dass ihn etwas amüsierte.

»Liebe Frau Franzen, könnten Sie freundlicherweise ein gutes Wort für mich einlegen? Ich habe dem Madl hier grad ein Zimmer zur Untermiete angeboten, aber nun fragt sie sich, ob ich unlautere Absichten habe.«

Es hatte einiger Fragen von Frau Franzen bedurft: »Seit wann wollen Sie denn ein Zimmer vermieten, Herr Gruber?«, und einiger Erklärungen von Herrn Gruber: »War eine ziemlich spontane Idee ...«, bis die Situation sich geklärt hatte.

Frau Franzens fröhliches Lachen hallte im Treppenhaus wider.

»Aber Herr Gruber! Sie können doch nicht erwarten, dass eine junge Dame so mir nichts, dir nichts mit einem gestandenen Mannsbild wie Ihnen allein aufs Zimmer geht!«, und zu Lena gewandt: »Wenn Sie fünf Minuten warten, komme ich gerne mit Ihnen hoch, falls Sie sich dann wohler fühlen. Aber von Herrn Gruber haben Sie nichts zu befürchten!«

Natürlich hatte sie nichts von ihm zu befürchten gehabt. Ganz im Gegenteil. Herr Gruber war tatsächlich so etwas wie ein Großvater für sie geworden, und das hatte sie nie gekannt, weil ihre Großeltern alle vor ihrer Geburt gestorben waren. Und sie ahnte, dass sie auch für ihn – dessen längst erwachsene Söhne schon lange ihr eigenes Leben führten – etwas bedeutete, was er in seiner Familie mit drei Söhnen nie gehabt hatte. Tochter war sicher zu viel gesagt, aber irgendwie ...

Und er verwöhnte sie, wo er nur konnte. Am Sonntag hatte er für sie zur Begrüßung ein fantastisches Abendessen gekocht, jetzt war er wie in den vergangenen Tagen, seit sie zurück war, unterwegs, um für sie beide ein opulentes Frühstück einzukaufen. Und er hatte sie auch gedrängt, sich wenigstens diese drei vergangenen Tage freizunehmen. Er hatte recht gehabt, sie hatte unglaublich viel geschlafen in diesen drei Tagen, sie war wohl wirklich erschöpft gewesen.

Aber heute würde sie nach dem Frühstück ins Atelier gehen. In *ihr* Atelier. Noch einmal nach dem Rechten sehen. Ob alles bereit war für die Eröffnung am kommenden Dienstag – obwohl sie genau wusste, dass es dort nichts mehr zu tun gab. Sie würde hin und her laufen und auf den kommenden Dienstag warten. Aber es zog sie einfach hin.

Und für heute Abend hatte Erika Kinokarten besorgt. »Ich muss dich doch ein bisschen ablenken und auf andere Gedanken bringen«, hatte sie gemeint.

Lena schwang sich aus dem Bett. Wenn Herr Gruber gleich von seiner morgendlichen Tour Weißwürste, frische Brezen und weitere Leckereien für sie beide mitbrachte, wollte sie we-

nigstens den Frühstückstisch gedeckt haben. Obwohl sie sich ganz sicher nicht beeilen musste. Bis Herr Gruber mit dem Bäcker und dem Metzger und den ebenfalls einkaufenden Nachbarn alles diskutiert und besprochen hatte, angefangen von den aktuellsten Ereignissen des politischen und sonstigen Tagesgeschehens bis hin zu den neuesten Entwicklungen im Viertel, wie bevorstehenden Scheidungen oder unerwarteten Todesfällen, das brauchte seine Zeit.

Als Konstantin Gruber zwanzig Minuten später die Küche betrat, war das Wasser für die Weißwürste bereits heiß genug, dass sie die Gasflamme darunter ausdrehen konnte.

Die tief stehende Wintersonne blendete. Die Frau trat einen Schritt zurück und kniff die Augen zusammen.

Lenas Braut- und Trachtenmoden Maßatelier

Über das Gesicht der Frau huschte ein Lächeln, während sie die mit kräftigen hellgrauen, aber schlichten Lettern auf der dunklen Fassade angebrachte Aufschrift las. Dann trat sie wieder näher an das Geschäft heran und musterte kritisch das dekorierte Brautkleid im Fenster.

Der Hintergrund des Schaufensters und beide Seiten waren verspiegelt, so konnte man das Modell von allen Seiten betrachten.

Ein hochgeschlossenes Kleid mit Mermaid-Silhouette: Von vorne erhielt das Kleid seine dezente Eleganz durch den schlichten Schnitt mit der Reduktion auf die Linie und durch den edlen Schimmer der verwendeten Rohseide. Aber den

Clou erkannte man erst in dem Spiegel dahinter: ein spektakulärer, eigentlich viel zu tiefer Rückenausschnitt, in den aber Tattoo-Spitze derart geschickt eingesetzt war, dass das Muster der Spitze genau in der Verlängerung des Rückens keine unerwünschten Einblicke zuließ – ein sensationeller Wow-Effekt. Die Frau nickte anerkennend.

Im Fenster um die Ecke leuchtete der dunkelblaue Stoff eines Dirndls. Geschickt, dachte die Frau. Ein zweites Standbein – und Tracht läuft hier in München sicher gut.

Aus dem Text in dem kleinen Schaukasten neben der Eingangstür konnte die Frau entnehmen, dass das Atelier auch alte Trachtenstücke aufarbeitete. Sie nickte erneut.

In beiden Fenstern hingen große Plakate, die auf die bevorstehende Neueröffnung des Geschäfts am kommenden Dienstag hinwiesen. Plötzlich spürte die Frau dieses Prickeln, dieses Gefühl wie damals, als sie selbst ihr erstes Atelier – in Manhattan war das gewesen – eröffnet hatte. Wann war eigentlich diese Spannung verloren gegangen?

Eigentlich sollte sie jetzt schon zurück in New York sein. Aber gestern hatte sie ihren Rückflug umgebucht. Sie würde erst in zwei Wochen fliegen. Das, was sie auf dem Friedhof gesehen hatte, ließ ihr einfach keine Ruhe.

Und in ihren Geschäften in New York, Boston und Philadelphia kamen ihre Geschäftsführerinnen – wenn ihr Eindruck am Telefon sie nicht trog – hervorragend ohne sie zurecht.

Die Gedanken der Frau wanderten zu Mr Greenstone. Er hatte unrecht gehabt. Aber in einem völlig anderen Sinn, als er es gemeint hatte.

»Wie lange schaffen Sie das noch?«, hatte er gefragt. Wenn sie ehrlich war sich selbst gegenüber, musste sie sich eingestehen, dass es da kaum etwas zu schaffen gab. Die drei Leiterinnen der jeweiligen Niederlassungen waren schon seit vielen Jahren bei ihr angestellt und führten die Filialen schon seit Langem weitestgehend selbstständig.

Warum hatte sie noch nie über ein Aufhören nachgedacht? Sie wusste es. Weil es keine Alternative gab. Was sollte sie denn sonst tun? Allein im Penthouse in Manhattan sitzen? Natürlich war sie eine aktive Frau, sie langweilte sich nie. Ihre Interessen waren vielfältig: Sie las, sie ging ins Theater, sie traf sich mit Freundinnen auf einen Nachmittagstee in irgendeinem angesagten Lokal. Yoga, Gymnastik, Fitness, Kosmetik, Massagen – es gab eine lange Liste von Aktivitäten, die sie regelmäßig unternahm und die die Tage füllen konnten. Aber irgendwie würden diese Beschäftigungen ohne den Beruf zum reinen Zeitvertreib abgewertet, degradiert werden. Von etwas, was man zur Entspannung nach einem anstrengenden Arbeitstag oder nach einer aufreibenden Arbeitswoche unternahm, zu einem Zeitvertreib, mit dem man die Nachmittage oder die Abende totsclug. Um nicht so lange allein in seinem Apartment zu sitzen.

Das wesentliche Wort hierbei war: *allein*.

Natürlich war sie sich selbst genug. Natürlich konnte sie sich beschäftigen. Die Welt war voller interessanter, spannender, aufregender Angebote. Aber alle Erlebnisse wurden ungleich schöner, wenn man das Vergnügen daran – oder vielleicht auch das Missfallen – teilen konnte. Wenn es einen Menschen gab, mit dem man sich über die Eindrücke austauschen konnte.

Unwillig schüttelte die Frau den Kopf.

Sie konnte sich aber auch einer völlig neuen Aufgabe zuwenden. So etwas wie diesem Atelier hier zum Beispiel.

Schade, dass im Moment niemand da war. Vielleicht würde sie später noch einmal wiederkommen.

Der Saum ihres dunkelgrünen, fast bodenlangen Mantels schwang weit aus, als sie mit federndem, energischem Schritt die Straße entlangging.

★★★